

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, [1807?]

[Vierfüßige Tiere]

[urn:nbn:de:bsz:31-263174](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263174)

Vierf: Thiere XVIII.
ak

12AE 3210, RV, 3,3



Thiere aus heißen Ländern.

Nro 1. Der Hippopotamus oder das Nilpferd.

Der Hippopotamus ist nach dem Elephanten vielleicht das größte Landthier, denn es ist fast eben so lang als dasselbe. Afrika ist sein Vaterland, und weil er sich an den Flüssen vornehmlich aber am Nil aufhält, so heißt er auch daher das Nilpferd. Er unterscheidet sich von dem Pferde gar nichts gleiches, als die wiehernde Stimme hat. Er sieht schwarz aus, und seine dicke, mit nur wenigen Haaren besetzte, Haut hat schräge Rippen. Er hat, der Form nach, beinahe einen Ochsenkopf, jedoch ohne Hörner, mehrere Rachen, in welchem fürchterliche Zähne, die über eine Elle lang sind, und sein Maul ist mit steifen Borsten besetzt. Der Hippopotamus nährt sich von Zuckerrohr und von Fischen; denn er kann sowohl auf dem Lande, als unterm Wasser leben. Am Tage liegt er gewöhnlich furchtsam im Schilf und Sumpfe, und gehet nur nachts auf seine Fahrung aus. Er ist sanft und dem Menschen nie gefährlich, wenn er nicht angegriffen wird; fürchtet sich auch sehr vor Feurergewehr. Er wiegt beinahe 4000 Pfund, wird seines Greiß wegen getödtet, davon einer gemeiniglich 1000 Pfund hat, und woraus Thran gemacht wird. Seine Zähne schäset man höher als Elfenbein, und aus seiner dicken Haut macht man Spazierstöcke und Reitruthen.

Nro. 2. Der Tapir oder der Anta.

Der Tapir oder Anta lebt still und einsam in Südamerika, und liegt am Tage, so wie das Nilpferd, in Sümpfen, rettet sich, wenn er verfolgt wird, durch Schwimmen und kann untertauchen, und eine lange Weile unter dem Wasser bleiben. Er ist ohngefähr so groß als ein junger Ochse oder Stier, sieht röthlich schwarz aus, gleicht an Gestalt fast einem Schweine, denn er hat einen Kopf mit einem Rüssel, der zwar kurz, aber doch einem Elephantenrüssel ähnlich ist, auf welche Art er ihn auch braucht. Er frist Wurzeln, Kräuter, sonderlich gern Zuckerrohr, daher er auch oft den Zuckerplantagen schädlich wird.

Er ist von Natur sanft, und gar leicht zahm zu machen, und lebt nie mit mehreren in Heerden zusammen, sondern immer einsam. Die Amerikaner essen sein Fleisch, und benutzen seine Haut zu Lederwerk.

Der Hippopotamus.

(*Hippopotamus amphibius.*)

Dieses ungeheure Thier, das sich in den großen Flüssen der heißern Erdgegenden aufhält, den Alten vor Christi Geburt schon bekannt. In der Bibel soll es der Behemot seyn, im Buche Hiob Kap. 40. genannt wird. Allein der berühmte Michaelis meint, Behemot Thier überhaupt bedeute, und in dieser Stelle von Elephanten verstanden werden müsse *). Wenn aber auch das wäre, so kannten es dennoch die Alten in den frühesten Zeiten. Man findet das Nil- oder Flusspferd auf alten ägyptischen Denkmälern z. B. auf Obelisken und auf römischen Schaumünzen abgebildet. Freylich sind die Nachrichten, die uns die alten Naturforscher, Aristoteles, Plinius und ander. davon geben, höchst mangelhaft und durch unzählige Irrthümer entstellt. Erst in den neuern Zeiten krnte man die Beschaffenheit und Lebensart dieses Thieres genauer kennen. Sparrmann und Le Vaillant haben insonderheit viel zur Berichtigung der Naturgeschichte desselben beygetragen.

Das Flusspferd ist ein plummes und ungeschicktes Thier, welches an Größe dem Nashorn ziemlich nahe kommt. Es wiegt an 3000 Pfund und drüber. Der Kopf gleicht einem Ochsenkopfe; aber vorn ist er nach der genauen Abbildung, die Le Vaillant davon gibt, ungeheuer breit. Der Kachen ist so groß und weit, daß die Fangezähne, ob sie gleich 6 Zoll hervorstehen, dennoch nicht zu sehen sind, wenn er geschlossen ist. Die Zähne sind so fest, daß sie am Stahle Funken geben. Sie können wie Elfenbein gebraucht werden und sind demselben in manchem Betracht noch vorzuziehen. Das Maul ist mit kurzem steifen Haaren oder Borsten sparsam besetzt. Die Augen und Ohren sind verhältnismäßig sehr klein. Der dicke plumpe Leib ist mit einer starken, fast undurchdringlichen Haut umgeben, die spärlich mit einzelnen Haaren besetzt ist. Sie sieht, wenn das Thier trocken ist, graulich; naß aber bläulich-schwarz aus. Beym Weibchen finden sich zwischen den Hinterschenkeln zwey kleine Euter. Die Beine sind sehr dick, plump und kaum 2 Fuß hoch. Sie haben einen

*) S. dessen deutsche Uebersetzung des A. L. mit Anmerkungen für Ungelehrte. 1. Th. S. 80 u. 175.

Huf, der gleichsam in 4 Klauen gerandet ist. Der Schwanz ist kurz. Ungeachtet das Flusspferd so plump und schwersällig ist, so läuft es doch so hurtig, daß man sich demselben nicht ohne Gefahr nähern kann. Es soll einen Menschen mehrere Stunden lang verfolgen können. Wenn man's nicht reizt, ist es nicht gefährlich; nur gegen seinen Feind sucht es seine Stärke zu gebrauchen. Sonst ist es von Natur sanft und friedlich. Auch kein Thier hat etwas von dem Flusspferde zu befürchten.

Seine Nahrung besteht in allerley Vegetabilien. In Aegypten, wo es sonst im Nil sehr häufig lebte, soll es bisweilen den Einwohnern ungemeinen Schaden zufügen. Wenn es auf ein Reis- oder anderes Saatsfeld kommt, so wird alles verwüestet; denn das Thier frisst sehr viel. Nach einigen soll es auch Fische fressen, allein dies wird von besser unterrichteten neuem Reisenden mit Grunde bezweifelt. Wenn in Afrika auch bisweilen ein Flusspferd sich an stromreichen Orten ins Meer begibt, so kommt es dennoch öfters ans Land, um zu grasen. Auch nicht einmal das salzige Meerwasser soll es trinken, sondern sich nach dem süßen Wasser, seinem eigentlichen Aufenthalte, begeben. Es geht daher nur selten ins Meer. In den südafrikanischen Flüssen wird es in einigen Gegenden ziemlich häufig angetroffen. Es schwimmt besser, als es läuft. Wenn es verfolgt wird, so begibt es sich sogleich ins Wasser, taucht unter, geht große Strecken auf dem Grunde unter dem Wasser fort, und kommt nur bisweilen mit dem Maule an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen; denn obgleich sein beständiger Aufenthalt das Wasser ist, so kann es doch unter demselben nicht athmen. Sein Laus macht sich das Flusspferd in einem Dickicht von Schilf und Rohr am Ufer des Flusses. Die Stimme desselben gleicht den Wiehern des Rosses und wird eine Viertelmeile weit gehört. Hier hat es aber auch mit dem Pferde nichts gemein. Uebrigens ist es scheu und schwer zu fangen, und kommt meistens nur des Nachts aus seinem Lager hervor, um zu grasen. In der Vergattung weiß man nichts Zuverlässiges, doch will ein Jäger einmal wahrgenommen haben, daß sie wie vom Rindvieh und andern großen Thieren vollzogen werde, wobei das Weibchen knietief im Wasser stehe.

Im das Flusspferd zu schießen, welches indess nicht leicht ist, da es gleich enttrümt, bedient man sich solcher Kugeln, die mit Zinn versetzt sind. Am sichersten erlegt man das Thier wenn man über der Nase in den Hirnschädel hineinschießt. An andern Stellen des Leibes wird es nicht leicht tödtlich verwundet. Wenn es getroffen ist, stürzt es wüthend auf den Jäger los. Auch den Schiffen auf den Flüssen soll es gefährlich seyn, wenn sie es angreif. Man führt ein Beyspiel an, daß ein Flusspferd seine starken Hauer so tief in den Bod eines Bootes oder Kahns einschlug, daß er davon leck ward. — In tiefen Gruben, die an in der Gegend macht, wo diese Thiere herumstreifen, kann es ebenfalls gefangen werden. Nach dem Berichte einiger Reisenden bedienen sich die Bewohner von Oberägypten ein sonderbaren Mittels, die Flusspferde zu tödten. Sie streuen nämlich da, wo diese gefährlichen Thiere hinkommen, eine hinreichende Menge Lupinen — eine Art Bohnen — aus. Das Flusspferd verschlingt dieselben und wird davon sehr durstig. Durch öfteres Saufen quetscht die Lupinen auf, und verursachen, daß der Magen platzt, und mithin das Thier stirbt.

Lebendig ist es, außer in Gruben, sehr schwer, vielleicht gar nicht, zu fangen. Unter den ersten römischen Kaisern wurden lebendige Flusspferde nach Rom zu den Thierkämpfen gebracht. — Da das Flusspferd eine große Furcht vor dem Feuergehe hat, so wirdes in bewohnten Gegenden immer seltner.

Das Fleisch dieses Thiers wird für sehr wohlschmeckend gehalten, doch muß's nicht von einem Kalbe, auch nicht von einem zu alten Thiere seyn. In Afrika betrachtet man es als eine sehr gesunde Speise, salzt es ein und ißt es frisch. Nach dem Cap sollen es bisweilen als ein seltenes Geschenk Kolonisten, die in Gegenden wohnen, wo es Flusspferde gibt. Forster vergleicht es mit dem Rindfleisch. Die Zunge ist eine der größten Leckeren. Der Thran und Speck schmeckt wie Baumöl, und wird von den Hottentotten vorzüglich geschätzt. Man kann ihn in Menge ohne Magenbeschwerden genießen. Die starke Haut wird zu Schilden und andern Dingen benützt.

Der Tapir oder Unta.

(*Tapir americanus.*)

Der Name Tapir ist die Benennung, die das Thier in seinem Vaterlande, in Brasilien, führt. Man hielt es sonst für eine Gattung des vorigen, und nannte es daher Hippopotamus terrestris; als man es aber näher kennen lernte, sah man ein, daß es der Gestalt nach wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit dem Flusspferde hatte. An Größe gleicht es einer kleinen Kuh, und ist also in Amerika das größte Säugethier. Die Farbe seiner Haut und Haare ist überall dunkelbraun. Es hat nur wenig Haare, und an mehreren Stellen sind dieselben so klein, daß man sie mit der Hand suchen muß. Im Nacken hat es anderthalb Fuß lange borstenartige Haare, die ein Art von Mähne bilden. Der Kopf ist sehr dick; die Schnauze endigt sich an der Oberlippe in eine Art von spitzigem Rüssel, bey dessen Anfang ein Höcker steht. Dieser Rüssel, der einem Saurüssel ähnlich ist, hat an einer zirkelrunden Fläche, fast $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Auf dieser Fläche befinden sich die Nasenlöcher. Das Thier kann den Rüssel fast so gebrauchen, wie der Elephant den seinin. Wenn er ruhet, so reicht der Rüssel kaum über die Unterlippe hervor, und liegt geringelt zusammengezogen. Bedient er sich aber desselben, um etwas damit zu fassen, so kann er n wohl einen halben Fuß lang ausdehnen, und ihn sogar von einer Seite zur andern dreh. Er faßt das, was er aufheben will, mit der Spitze des Rüssels an, und schlägt diese dann nach unten um. Auf diese Art kann er Stückchen Brod, Früchte u. dergl. aufnehmen und zum Maule führen. Man darf die Verlängerung keineswegs für die Oberlippe halten, sondern sie ist die wirkliche Nase. Sie sieht, wie der übrige Leib, unten fleischig

aus. Wenn der Tapir den Rüssel in die Höhe hebt, so sieht man die Zähne des Oberkiefers bloß da liegen. Die Ohren sind beynaher rund und am Rande mit einem weißen Streif eingefasst, die Augen klein, die Beine kurz und stark, die Vorderfüße haben vier, die hintern drey Zehen, welche sich in flache zugespitzte Nägel endigen. Der Theil, welcher den Schwanz vorstellen soll, verdient kaum diesen Namen.

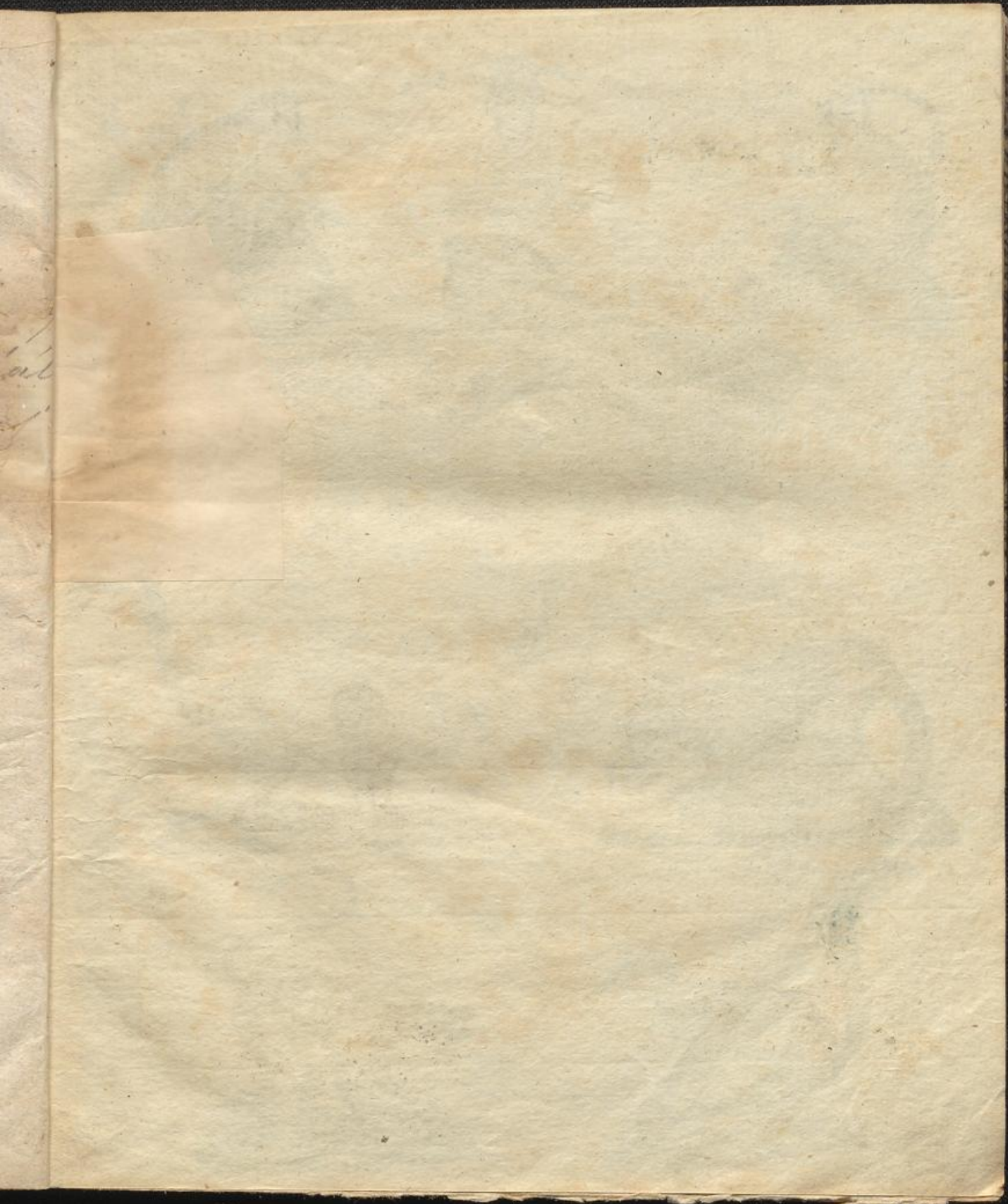
Die jungen Tapire tragen, nach einigen Berichten, eine Livree, wie die Hirsche in der Jugend. Die alten haben ein scharfes Gebiß. Sie sind aber sehr sanftmüthig und thun weder Menschen noch Thieren etwas zu Leide. Einige geben sie für traurig und niedergeschlagen aus, welches jedoch andere, die an Ort und Stelle, und zwar an zahmen Tapiren, Beobachtungen anstellten, nicht bemerkt haben. Gezähmt hält es sich sehr traulich zu dem Menschen, und läßt sich streicheln und liebkosen.

Es wohnt in dem südlichen Amerika, vornämlich in Brasilien, Paraguai, Guiana und dem Amazonenlande. Man trifft oft Heerden davon in den Wäldern an. Es scheuet in der Wildheit den Menschen, und nähert sich seinen Wohnungen nicht leicht. Dickichte an Flüssen und Seen, und Schilf an den Sümpfen sind sein liebster Aufenthalt, von dem es sich auch nicht weit entfernt. Im Walde machen die Tapire eine Art vom gebahnten Wege, weil sie einen Weg oft hin und her gehen. Begegnet man ihnen auf diesem Wege, so ist man in Gefahr erdrückt oder beschädigt zu werden, wenn man nicht ausweichen kann; denn sie selbst weichen nicht. Ein Reisender, der diesen Umstand nicht wußte, hatte einmal seine Hangematte zwischen zwey Bäumen, durch die ein solcher Weg gieng, aufgehängt, und kam darüber in nicht geringe Gefahr, denn kaum konnte er noch aus der Matte springen, und sich fest an den einen Baum anhalten, als die Thiere schon an ihm waren. Sie warfen die Matten auf die Zweige, und ihn drückten sie derb an den Baum, doch ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. In Guiana, wo es besonders viele dieser Thiere gibt, sollte man glauben, daß einige Strecken an den Flüssen von Menschen stark bevölkert wären obgleich Niemand da wohnt; so viel solcher gebahnten Wege erblickt der Reisende daselbst! Die Nahrung des Tapirs besteht in Gras und andern Pflanzen. Er soll aber auch zuweilen Thon oder Schlamm fressen. Früchte und Brod liebt er vorzüglich. Die Stimme, die er öfters im Walde hören läßt, ist eine Art von durchdringendem Geyseife. Die Wilden machen es sehr geschickt nach, und locken damit das Thier so nahe an sich, daß sie es schießen können.

Wenn es gejagt wird, sucht es sogleich nach dem Flusse zu kommen, um sich ins Wasser zu stürzen. Es geht unter dem Wasser, und schwimmt auch gut, kann aber doch leichter darin geschossen werden als das Flusspferd. Gegen Hunde setzt es sich überall zur Wehre; Menschen aber wird es nur gefährlich, wenn es verwundet ist. Im Wasser wüthet es selbst gegen das Boot, aus welchem es einen Streich erhielt. Kommen ihm bey der Jagd die Hunde gar zu nahe, so ergreift es dieselben mit den Zähnen und tritt sie mit den Füßen todt.

Von der Art der Fortpflanzung des Lapirs scheint nicht viel bekannt zu seyn. Das Weibchen begleitet sein Junges überall, führt es ins Wasser, und gewöhnt es zum Schwimmen.

Ein kälteres Klima können diese Thiere vermuthlich nicht gut ertragen. Wenigstens starb dasjenige, was einst nach Paris gebracht wurde, aller Sorgfalt ungeachtet, bald. Ihr Fleisch will europäischen Gaumen nicht behagen; die Wilden finden es wohlschmeckend. Sie benutzen auch die dicke Haut.





Acht Makis = Arten.

Die Makis sind eine Gattung Thiere, die in der heißen Zone von Afrika und Asien vorkommt, dem Affen, im Gange, Geschicklichkeit zum Klettern und Springen und seiner übrigen Sitten gleicht, ebenfalls vier Hände, wie der Affe hat, und sich auch von einerley Speise mit ihm nährt. Hingegen hat der Maki mehr einen Fuchs, als Affenkopf, und verhält sich in diesem Stücke mehr dem Beutelhierre Appossum, die wir weiter unter den Beutelhieren Nro. 1 und 2 werden kennen lernen. Der Leib und die Glieder der Makis sind viel feiner und schlanker als an den Affen, und geben daher ihren Affenmäßigen Manieren eine Artigkeit und Verfeinerung, die kein Affe erreicht. Bis jetzt kennt man folgende acht Arten von Makis:

Nro. 1. Der Loris.

Er ist der kleinste Maki unter allen, denn er ist nur 7 Zoll hoch, und hat keinen Schwanz. Sein Vaterland ist die Insel Zeilan in Ostindien.

Nro. 2. Der graue Mongus.

Er ist so groß wie eine Katze, grau von Leib und Schwanz, hat einen gelben Kopf, schwarz und weiße Nase, und gelbe Hände. Sein Vaterland ist Madagaskar. Er ist leicht zahm zu machen, und dann ungemein fromm und schmeichelhaft. Sein Gang ist immer vierbeinicht.

Nro. 3. Der braune Mongus.

Er gleicht dem vorigen, und unterscheidet sich bloß dadurch, daß er braun am Leib, und Schwanz, einen weißlichen Bauch, hellgraue Hände und schwarze Flecken um die Augen hat.

Nro. 4. Der schwarze Vari.

Der Vari ist eben so groß als der Mongus, hat einen Büschel Haare an jedem Ohre, und rothe oder Drangegelbe Augen. Er kann brüllen wie ein Löwe. Sein Vaterland ist Ostindien.

Nro. 5. Der schwarze und weiße Vari.

Er ist so groß wie der vorige, überhaupt aber langhaarichter und wollichter als jener.

Nro. 6. Der Mokofo.

Sein Vaterland ist Madagaskar und Isle de France. Er ist überaus schön gezeichnet, und überhaupt ein sehr niedliches Thier. Er wird so zahm wie ein Hund, und hat überaus unschuldig und schmeichelhaftes Wesen. Seine Nahrung sind Obst, Würze und Kräuter.

Nro. 7. Der Maki mit dem Wickelschwanz.

Er soll in Jamaika einheimisch seyn; seine Farbe ist Gelb mit Schwarz, und er hat einen Wickelschwanz, an welchem er sich wie die Affen aufhängen kann.

Nro. 8. Der fliegende Maki.

Er ist der größte von allen Makis, beynah 3 Fuß lang, und hat eine zwischen Hals, Armen, Beinen und Schwanz ausgespannte Haut, vermittelst welcher er fliegen kann, und sich schon dem Geschlechte der Fledermäuse nähret. Ihr Vaterland sind die Malakischen und Philippinischen Inseln. Sie nähren sich von Baumfrüchten, und fliegen des Abends, wie die Fledermäuse, häufig herum.

D e r L o r i s .

(*Lemur tardigradus.*)

Unter allen Makis, die man kennt, ist dieser der kleinste, denn er misst nur 7 Zoll. Durch den Mangel des Schwanzes unterscheidet er sich ebenfalls von den übrigen Gattungen. Sein Kopf ist gerundet, die Schnauze kurz. Der ungewöhnliche lange Leib wird nach unten zu sehr dünne, die Arme und Beine sind ebenfalls sehr dünne und ziemlich lang, doch erstere kürzer. Die Haare im Gesicht sind weißgrau. Kopf und Rücken braun und aschgrau gemischt. Die Oberarme und Schenkel sind außen braun; die Beine auswendig heller; die Vorderarme weißlich. Das Haar ist über dem ganzen Körper sehr fein.

Der Loris wohnt vorzüglich auf Ceylon und nährt sich von allerley Früchten.

D e r g r a u e M o n g u s .

(*Lemur Mongoz*)

Mehrere Makis haben eine so große Aehnlichkeit im äußern Ansehen, daß sie für Eine Gattung gelten und unter dem gemeinschaftlichen Namen Mongus (Mongoz) begriffen werden. In dem grauen Mongus sind die Haare an dem Halse, auf dem Rücken und Schwanz dunkel aschgrau. Letzterer ist überall einfarbig und gibt daher ein sicheres Unterscheidungsmerkmal der Mongus ab. Um beide Augen findet sich eine schwarze Einfassung, von welcher aus ein Strich von gleicher Farbe bis an den Winkel des Mundes, ein anderer von der Stirn nach der Nase geht. Das Gesicht ist schwarz, die Stirn rothbraun; eben so sind die Backen und Hände. Der Bauch ist weißlich in graugelb spielend,

Die Länge dieses Thieres beträgt nicht über 1½ Fuß. An Größe gleicht es einer Katze, nur daß es höhere Beine hat. Madagaskar und andere Inseln sind sein Vaterland. Es lebt in Menge auf Bäumen und frisst allerley süße Früchte; auch soll es Vögel und Fische fangen und verzehren. Beym Fressen nimmt dieser Mongus verschiedene Stellungen an.

22
20
gen an. Bald steht er auf allen vier Füßen und nimmt die Früchte mit dem Munde auf oder leckt, wenn es flüssige Sachen sind z. B. Milch, wie der Hund. Bald sitzt er auf drei Beinen und führt mit dem vierten die Nahrung zum Maule; oft sitzt er auch auf den Hintern und speist mit den Vorderhänden. Er hat lange und scharfe Zähne wie Hauer, womit er eine starke Wunde verursachen kann; doch pflegt er nicht leicht zu beißen, besonders wenn er gezähmt ist, welches leicht geschieht. Wenn er zugethan ist, dem leckt er mit seiner weichen Zunge die Hand. Liegt er an der Kette, so rasselt er damit unaufhörlich; denn er ist stets in Bewegung. Im Gehen bedient er sich jederzeit aller vier Füße, und trägt den Schwanz wie ihn die Abbildung zeigt. Er springt einige Ellen hoch. Eingesperret, wo ihm vermuthlich die Zeit lang wird, zernagt er sich die Schwanzspitze. Er soll in diesem Zustande einen dem Ferschgequäke ähnlichen Laut hören lassen, der außerdem zuweilen dem Grunzen eines jungen Schweines gleicht. Er schläft oft, aber leise, theils liegend, theils sitzend und hält seine Schlafstelle sehr rein, wie er denn überhaupt Reinlichkeit liebt. Kälte kann er gar nicht vertragen; daher sterben diejenigen, welche nach Europa gebracht werden, gemeinlich in Winter. Sonderbar ist es, daß sie sich wegen Heftigkeit ihres Geschlechtstriebes mit Hunden und Katzen begatten, wovon man indeß noch keine Nachkommenschaft sah.

Der braune Mongus.

(*Lemur Mongoz.*)

Größe, Sitten, Lebensart, Vaterland &c. hat dieser mit dem vorigen gemein. Er ist eine bloße Spielart, und hat kein weiteres Unterscheidungszeichen, als in der Farbe, welche bey ihm braunlich ist. Um beide Augen hat er eine schwarze Einfassung. Die Oberlippe ist schwarzlich, die Backen sind weißlich, die Hände aschgrau.

Der schwarze Vari.

(*Lemur macaco niger.*)

Der Vari unterscheidet sich vom Mongus durch den langen Haarbusch neben den Ohren. Sein Haar ist auch überhaupt länger und wollichter, aber ebenfalls nicht bei allen von Einer Farbe. Das Vaterland hat er mit dem Mongus gemein. Er ist etwas größer als dieser; im natürlichen Zustande wild und lebhaft; jung gefangen läßt er sich

aber dennoch leicht bändigen und wird dann eben so possierlich wie der vorige. Allerley Früchte, und gezähmt, Kuchen und Butterb. od sind seine Nahrung. Wegen einer besondern Erweiterung der Luftröhre kann das Thier einen sehr starken Laut hervorbringen, der dem Brüllen des Löwen einigermaßen gleicht. Schwarz und aschgrau gemischt ist überall die Farbe seines Körpers.

Der schwarz und weiße Vari.

(*Lemur macaco.*)

Dieser ist eine bloße Spielart vom vorigen und kommt ihm daher in allem gleich, ausgenommen in der Farbe und Beschaffenheit des Haars, welches bey diesem länger und wollichter ist.

Der Mokoko.

(*Lemur catta.*)

Der Mokoko gleicht an Größe einer mittelmäßigen Katze; seine Länge ist etwa 16 Zoll. Er hat einen aschgrauen Kopf, ein weißes Gesicht und weiße Ohren. Die Schnauze ist schwarz, und um die Augen herum geht ein rautenförmiger Fleck von gleicher Farbe. Obenher ist der Hals aschgrau; der Rücken, die Arme und vordern Hände sind röhlich lichtgrau, die Beine fallen mehr ins Aschgrau, die untere Fläche des Oberarms ist kahl und schwarz. Der Unterleib ist schmutzig weiß; der Schwanz ist schwarz und weiß geringelt und dient daher zu einem besondern Unterscheidungszeichen. Das Haar dieses Thieres gleicht einer feinen, weichen aber nicht krausen Wolle.

Madagaskar, Guiana und Isle de France sind die Heimath des Mokoko. Auf der ersten Inseln sieht man ihn in Haufen zu funfzig auf den Klippen umherspringen und klettern. Obst, Wurzeln und Kräuter sind seine Speise. Man kann ihn so zahm machen, daß er wie ein Hund im Hause aus und eingeht. Er ist ausnehmend schmeichelhaft und possierlich. Wenn man ihn reizt oder erschreckt, läßt er einen kurzen, scharfen Laut hören; seine Zufriedenheit aber gibt er durch Spinnen, wie die Katzen, zu erkennen. Sonst hört man seine Stimme nicht.

Der Maki mit dem Wickelschwanze.

(*Lemur flavus.*)

Der unter dieser Figur abgebildete Maki ist kein wickelschwänziger. Dieser ist ins Schwarze spielend, hat einen breiten Kopf, eine kurze Schnauze und dicke, kurze Beine. Der Schwanz ist beynahe so lang als der Leib, und das Thier kann die Spitze so fest um Aeste wickeln, daß es sich damit anhält wie mit den Händen.

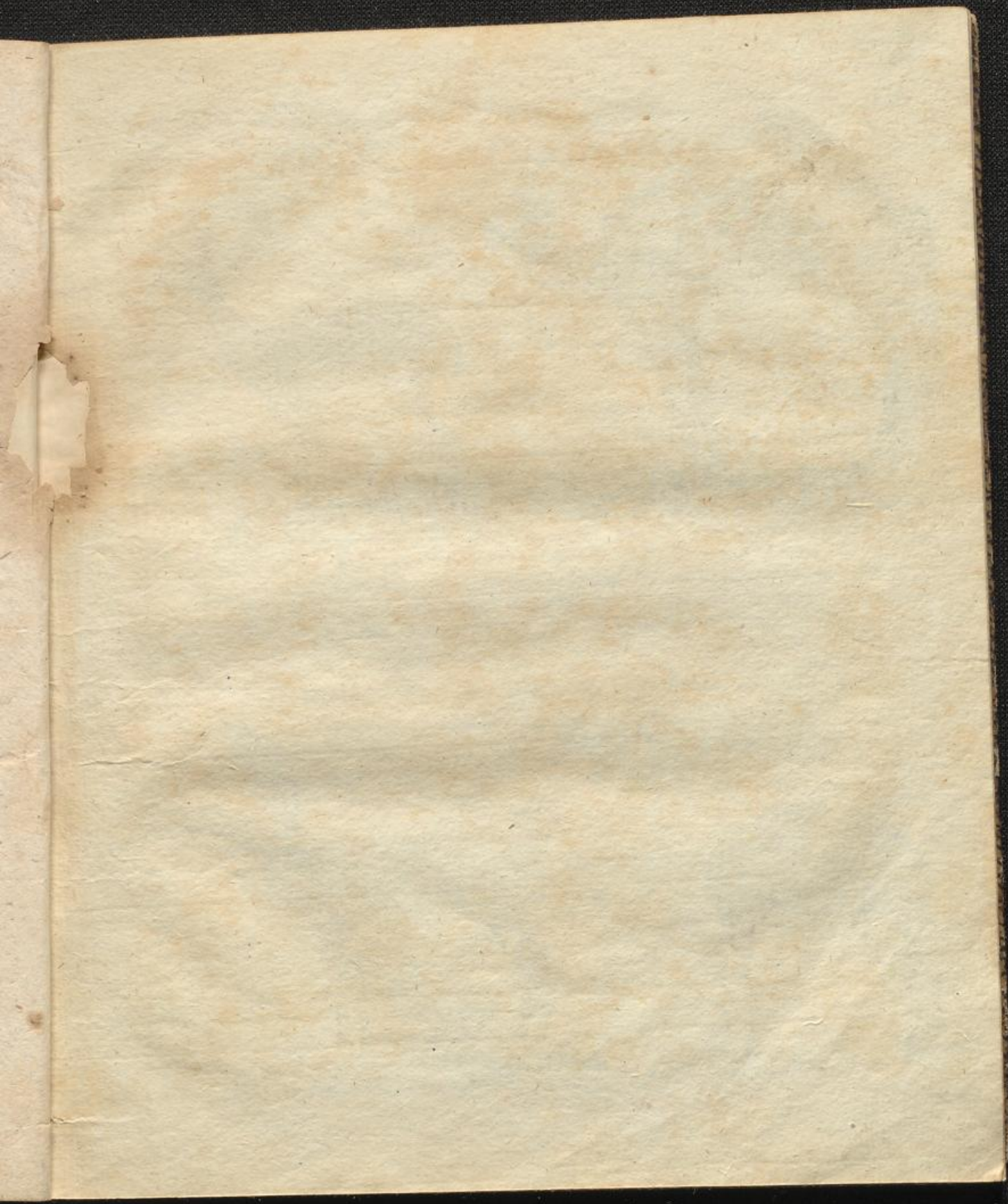
Dieser Maki ist etwas größer, als der Mokofo; seine Länge beträgt etwa 19 Zoll. Der Sage nach soll er in den Gebirgen von Jamaika wohnen.

Der fliegende Maki.

(*Lemur volans.*)

Der fliegende Maki hat einen vorwärts gestreckten Kopf, eine kurze Schnauze, und weit von einander stehende Nasenlöcher. Sein Maul öffnet sich nicht so weit wie bey andern. Zwischen dem Halse, den Beinen und dem Schwanze ist eine Haut ausgespannt, die bis an die Fingerspitzen und an das Ende des Schwanzes reicht, und vermittelt welcher das Thier fliegen kann. Die Farbe der Haare ist oben schwärzlichgrau; am Unterleibe gelbbraunlich. Seine Länge beträgt etwa 3 Fuß.

Die philippinischen Inseln sind das Vaterland dieses Maki. Er nährt sich von Baumfrüchten und fliegt haufenweise, insonderheit des Abends, umher.





Verschiedene Kameele.

Man rechnet verschiedene Thiere zum Geschlechte der Kameele; z. E. das zweyhöckerichte Kameel, oder das sogenannte Trampelthier, davon wir schon oben beym Kameel, Nro. 2., die Abbildung geliefert haben, den Dromedar; die Kameelziege, oder das Hirschkameel; die Vicugna! das Guanaco u. s. w. Wir wollen hier vier Arten davon betrachten.

Nro. 1. Der Dromedar.

Der Dromedar oder das gemeine Kameel, hat nur einen Höcker, da hingegen das Kameel mit zwey Höckern, das Trampelthier heißt, und etwas größer und stärker als der Dromedar ist. Beyde leben in den heißen Strichen von Asien, und sind höchst nützliche Hausthiere. Ohne diese beyden Arten von Kameelen, würden die heißen und trocknen Sandwüsten gar nicht zu bereisen, und ein großer Theil von Arabien ganz unbewohnbar seyn. Das Kameel trägt eine Last von 1200 bis 1300 Pfund, und gehet dabey in einem sanften Trabe täglich 12 deutsche Meilen. Der Dromedar ist schneller als das Trampelthier, und wird daher vorzüglich zum Reiten gebraucht. Er gehet einen so raschen Trab, daß ein Pferd ihm nicht anders als im vollen Galopp folgen kann; und dabey legt er täglich bis 15 deutsche Meilen zurück.

Nro. 2. Die Kameelziege oder das Glama.

Die Kameelziege (das Hirschkameel oder das Glama, wie es auch heißt) bewohnt das südliche Amerika, besonders Peru. Es ist nur 6 Fuß lang, und $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und wird als Hausthier gleichfalls zum Lasttragen gebraucht, es kann aber nur bis 150 Pfund tragen; macht nur kurze Tagereisen von wenig Meilen, und wenn es gewaltsam fortgetrieben oder überladen wird, so legt es sich auf der Stelle nieder, und ist durch kein Mittel in der Welt wieder zum Aufstehen zu bringen, sondern muß geschlachtet werden. In den reichen Bergwerken von Potosi werden beständig über 100000 solcher Thiere zum Lasttragen unterhalten.

Nro. 3. Die Vicugna oder das Schaafkameel.

Das Schaafkameel oder die Vicugna, lebt wild auf den höchsten Bergen der Cordilleras in Chili und Peru, und läßt sich nicht zähmen. Sie ist kleiner als die Kameelziege, und heißt darum das Kameelschaaf, weil sie die sogenannte Vicugnawolle, die feinste und kostbarste, die man kennt, trägt; wovon in Europa Tücher gemacht werden, davon die Elle

35 Thal r kostet. Man schi st di-se Thiere wie Wild; ihr Fleisch ist wohl-schmeckend, und in ihrem Magen findet man den occidentalischen Bezoarstein.

Nro. 4. Das Guanaco.

Das Guanaco hat einen gebogenen Rücken, die Hinterfüße sind viel kürzer als die vordern, und der Auswuchs fehlt gänzlich. An Größe übertrifft es das Lama, denn man hat schon Guanacos von der Größe eines Pferdes gesehen. Die gewöhnliche Länge des Leibes ist 7 Fuß. Der Körper ist mit ziemlich langen Haaren bedeckt, deren Farbe auf dem Rücken und bey einigen am Halse gelbbraun, unter dem Bauche aber weiß ist. Sein Vaterland ist Südamerika.

Der Dromedar.

(*Camelus Dromedarius.*)

Die Naturgeschichte des Kameeles überhaupt ist schon oben (Zaf. 1.) ausführlich vorgetragen worden; hier darf also nur dasjenige bemerkt werden, was den Dromedar insbesondere betrifft. Viele halten ihn mit dem Trampelhier für eine Spielart. Er kommt demselben in der Lebensart und größtentheils auch im Körperbau ziemlich gleich. Das Hauptunterscheidungszeichen ist, daß der Dromedar nur einen Buckel hat, und daß er überhaupt nicht so groß und stark ist als das Trampelhier. Seine Länge von der Brust bis zum Schwanz ist $6\frac{1}{2}$ Fuß; die Höhe vom Kopfwirbel bis zur Fußsohle $7\frac{1}{2}$ Fuß, und von der Erhabenheit des Rückens $5\frac{1}{2}$ Fuß. Der Dromedar hat einen kleinen Kopf und eine längliche Schnauze, an welcher die Oberlebbe hervorragt. Lippen und Zahnfleisch sind bey ihm wie bey dem Trampelhier hart und knorpelartig; damit die Disteln und andere stachelichte Gewächse, welche dem Thiere zur Nahrung dienen, diese Theile nicht verletzen. Auch die Schwielen vorn an der Brust, so wie an den Hinter- und Vorderfüßen hat der Dromedar mit dem Trampelhier gemein. Sie sind bey beyden schon gleich nach der Geburt da und entstehen also nicht erst durch das Knien. Das Haar ist röthlich grau, kurz und weich; und am Halse ist es etwas länger, an der Brust aber am längsten. Der Dromedar ist von sehr sanfter Gemüthsart, und läßt sich leicht lenken. Nur in der Brunstzeit wird er leicht wild und verkennt alsdann sogar seinen Herrn. *)

Wild trifft man ihn in den Wüsteneyen zwischen China und Indien und anderwärts an. Gezähmt und als Haushier wird er im ganzen Orient gehalten.

In jenen Gegenden, wo es keine Wagen giebt, werden alle Waaren auf Kameelen von einem Ort zum andern wohl einige hundert Meilen weit geschafft. Die Dromedare sind zum Lasttragen noch besser als die Trampelhier; diese aber sind zum Reiten bequemer.

*) Nach den Berichten einiger Reisenden hält der Tyrann von Fez und Maroko wüthend gemachte Kameele, welche abgerichtet sind, Menschen ums Leben zu bringen. Sie fassen die Unglücklichen mit den Zähnen, werfen sie hoch in die Luft und zerquetschen sie dann mit den Knien.

Das Weibchen trägt ein Jahr und bringt ein Junges. Es giebt viel und dicke Milch, welche, mit Wasser vermischt, ein gutes Nahrungsmittel für Menschen ist. Weibchen werden zum Lasttragen selten gebraucht; mehrentheils nimmt man dazu Männchen, welche vorher verschnitten werden. 1200 Pfund und noch mehr kann man einem männlichen Dromedar aufladen, und er geht damit in Einem Tage 10 bis 12 Meilen weit. Unbelastet legt er 13 Meilen in Einem Tage zurück. Der Gang ist ein sanfter Trab. Den Beduinen in Arabien ist das Kameel fast eben das, was dem Lappländer das Rennhior ist, und die Karavannen im Orient würden ohne dasselbe schwerlich die dürrn Sandwüsten so durchwandern können.

Nach dem Tode nützt der Dromedar noch durch sein Fleisch, welches besonders von jungen trefflich schmeckt. Der Buckel ist eine Leckerey für den Morgenländer. Das Haar dient zu allerley Zeugen, und aus dem Mist wird Salmiak bereitet. In Deutschland zeigt man beyde Gattungen öfters für Geld.

Die Kameelziege.

(*Camelus Glama.*)

Das wiederkäuende Thier, welches in Amerika unter den Namen *Glama*, *Glacma* oder *Lama* bekannt ist, rechnet man süglich zu dem Geschlechte der Kameele. Mit demselben hat es die allermeiste Aehnlichkeit, nicht nur in Rücksicht seiner Lebensart, sondern auch des Körperbaues u. s. w. Es hat ebenfalls wie das Kameel, sechs schaufelartige Vorderzähne, weit von einander stehende Eckzähne, eine gespaltene Oberlippe, nebst einen Spalten vorn an den Füßen. In Südamerika ist es das nützlichste Hausthier, und wird fast eben so benutzt wie das Kameel im Orient. Ob aber gleich das *Lama* und einige ihm ähnliche Thiere, wovon noch zwey in der Abbildung vorgestellt sind, unter den Augen der Spanier in Mexico, Peru u. herumgehen, so hat man dennoch bis jetzt keine ganz genaue Beschreibung und Bestimmung der einzelnen Gattungen erhalten. Noch immer herrscht eine große Verwirrung unter der Benennung *Glacma*, *Kameelziege*, *Vicuna*, *Pacos*, *Guanaco* u. s. w. Was von einigen für eine besondere Gattung ausgegeben wird, halten andere für bloße Spielart. Der Grund dieser Verwirrung liegt ohne Zweifel in der Ausartung dieser Thiere durch die Domestikation. Ohne uns auf weitläufige Untersuchungen einzulassen, beschreiben wir jene amerikanischen Thiere, wie sie hier vorgestellt sind.

Das *Glacma* wird ungefähr 4 Fuß hoch und 6 Fuß lang, und gleicht folglich unsern Eseln an Größe. Es hat keinen Höcker, wie die Kameele der alten Welt; an der Brust

aber hat es eine starke Schwiele, aus welcher beständig eine gelbliche Feuchtigkeit schwitzet. Eine andere ätzende Feuchtigkeit sprüht das Thier als Geiser, wenn es gereizt wird, aus der Spalte der Oberleuze auf seinen Feind. Der Schwanz ist etwas über 8 Zoll lang. Die Haut ist auf dem Rücken, den äußern Seiten der Lenden und an einigen andern Orten mit kurzer, an den Seiten aber und unter dem Bauche mit langer Wolle besetzt. Die Farbe der Wolle ist sehr verschieden: schwarz, weiß und gemischt. In der Wildheit sind diese Thiere viel stärker und munterer als nach der Zähmung. Sie schwärmen in großen Haufen von 2 bis 300 umher. Wenn jemand sich einer solchen Heerde nähert, so stehen alle still, starren ihn an, ohne Furcht zu zeigen, auf einmal fangen sie aber an zu wiehern und laufen im Galopp die Berge hinan. Sie lieben die nördlichen Seiten der Berge am meisten, und steigen auch sogar noch über den Schneestrich. Hier klettern sie auf den boeifeten Klippen umher, und sind oft ganz mit Reif überzogen. Bey alledem befinden sie sich in diesem Zustande besser als die zahmen in dem mildern Klima der Thäler.

Südamerika, insonderheit Mexiko, Peru und Chili sind das eigentliche Vaterland des Glacma. Es lebt auf den höchsten Gebirgen der Erde, den Cordillieren, und nährt sich vom Grase und von Kräutern die auf den Gebirgen wachsen. Zahm kostet es wenig Sorgfalt und Mühe. Schon seit Jahrhunderten halten es die Bewohner in genannten Ländern in Menge gezähmt, und benutzen es auf mancherley Art. Es ist ein stilles sanftmüthiges Thier, das aber leicht gereizt werden kann. Sein Wachstum ist schnell. Im dritten Jahre kann es schon sein Geschlecht fortpflanzen; bis im zwölften ist es im guten Zustande, hierauf nimmt es allmählig ab, und wird im funfzehnten ganz unbrauchbar. Die Amerikaner brauchen es zum Lasttragen. Sein Tritt ist fest und sicher, aber langsam. Beym Aufladen bückt es sich nieder, und erhebt sich wieder auf den Ruf des Führers. Während der Reise wridet es überall, wo nur Kräuter stehen. Des Nachts aber nimmt es nie Nahrung zu sich, sondern wiederkäuet. Man muß das Glacma äußerst vorsichtig behandeln. Ueberladet man es einmal, so legt es sich nieder und ist weder durch Schmeicheleyen noch durch Schläge zum Fortgehen zu bewegen. Das einzige Mittel es fortzubringen ist, daß man ihm die Geschlechtstheile zusammendrückt. Oft hilft aber auch dies nichts, sondern das Thier bleibt liegen, und wird, wenn man es mit Gewalt zwingen will, so unwillig, daß es um sich schlägt, links und rechts mit dem Kopfe auf die Erde stößt und so sich selbst ums Leben bringt. Vier bis 5 Meilen macht es in einem Tage, und nimmt 150 bis 200 Pfund Last auf sich. Auf Wegen, die für Pferde und andere Thiere nicht zu betreten sind, geht man sicher mit dem Glacma. Dieses klettert die steilsten Klippen hinan, und steigt an schrägen Abhängen hinunter, ohne zu gleiten. Es geht 4 bis 5 Tage in einem Zuge fort; dann aber muß man es 24 Stunden ausruhen lassen.

Der Geschlechtstrieb ist bey diesen Thieren außerordentlich heftig. Das Weibchen bringt jährlich Ein Junges.

Die wilden jagt man des Fleisches und Felles wegen. Die Hunde aber haben viel mit ihnen zu thun; denn sie können ihnen kaum folgen. Erreichen sie die Klippen erst, so ist alle Mühe des Jägers vergebens. Die Wolle, die zu der feinsten gehört, die man kennt, dient zu allerley vortreflichen Zeugen. Die Haut, welche sehr hart ist, wird gegerbt und das Leder wird von den Amerikanern zu Schuhen, von den Spaniern zu Pferdegeschirr verarbeitet. Das Fleisch ist von angenehmen Geschmak und gesund. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Schöpfensfleische und wird gern gegessen.

D i e V i c u n n a

(*Camelus Vicunna*.)

Das Schaafkameel, oder Vigogne hat mit dem Glacma große Aehnlichkeit, ist aber etwas kleiner. Der Größe und Gestalt nach kommt es beynabe der Ziege gleich; die langen Beine aber und der lange Hals geben ihm das Ansehen eines Kameels. Von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes beträgt die Länge wenig über 4 Fuß. Das Thier ist behender und leichter an den Füßen, als das Glacma. Sein Haar ist wollig und fast überall braunröthlich. Das Obere der Kimbacken ist weißgelb; die Brust, der Unterleib, das Innere der Lenden und der untere Theil des Schwanzes aber weiß. Auf dem Leibe ist die Wolle einen, unter dem Bauche 3 Zoll lang. Sie ist die feinste und schönste, die man kennt. Uebrigens hat das Thier fast einerley Lebensart mit dem Glacma. Man trifft es in denselben Ländern wild auf Bergen und Felsen an, von wo es um zu weiden, in die Thäler herabkommt. Es wird auch zahm gehalten, doch mehr aus Liebhaberey als zum Gebrauch. Wild nährt es sich von allerley Kräutern; zahm frist es Brod, türkischen Weizen und andere Getreidearten. Man weiß noch nicht, ob es sich nach dem Verluste der Freyheit fortpflanzt.

Wegen der kostbaren Wolle sucht man die Vigogne sorgfältig auf, und stellt ihnen mit Mühe in den Gebirgen nach. Sie gehen in Heerden, sind aber so scheu und furchtsam, daß sie den Menschen schon von ferne fliehen. Man spannt an solchen Orten, wo sie sich aufhalten, und wo sie leicht nach den Klippen entkommen könnten, Stricke auf, und steckt Stöcke hin, die mit Lumpen behängt sind; durch diese Schreckmittel hält man sie ab, sich zu entfernen. Hierauf wird ein großer Lärm erhoben, und nun treibt man die Thiere gegen Felsenwände, die sie nicht übersteigen können, und fängt so bisweilen eine ganze Heerde, die man tödtet, um ihnen die Felle abzuziehen. Dieses abscheuliche Gemehel macht, daß die

Vigogne immer mehr und mehr abnehmen. Man hat schon von Seiten der spanischen Regierung Verordnungen gegen diesen Mißbrauch ergehen lassen, allein sie fruchten nichts. Wie vortheilhaft für die Gewinnung der köstlichen Vigognewolle wäre es nicht, wenn man die Thiere nur schöre, und dann wieder laufen liesse! Daß sich die Vigogne nach Europa versetzen und daselbst fortziehen läßt, scheint fast keinem Zweifel unterworfen zu seyn, da man einige Stücke schon viele Jahre in Frankreich erhalten hat. Mit der Wolle treibt Spanien einen ansehnlichen Handel und bringt sie in Menge nach Europa, wo sie zu allerley kostbaren Tüchern und andern Geweben verbraucht wird. Das Pfund kostet in Hamburg 4 bis 5 Rthlr. und die Elle Tuch 20 Rthlr. und drüber. Das Fleisch des Thieres wird ebenfalls geessen

D a s G u a n a c o .

(*Camelus Huanacus*)

Die beiden berühmten Naturforscher Linné und Buffon halten dieses Thier mit dem Glacma für einerley. Indes scheint es doch, als könne man sie mit Grunde als zwey verschiedene Gattungen ansehen. Man bringt es nie dahin, daß sich beide mit einander begatten, welches doch der Fall seyn müßte, wenn bloße Domestikation den Unterschied in der äußern Bildung verursacht hätte. Außerdem gibt es aber auch noch andere Unterscheidungszeichen. Das Glacma hat einen ebenen Rücken, seine Beine sind fast alle im Wuchse einander gleich, und die Brust hat einen Auswuchs, aus dem eine gelbliche Feuchtigkeit fließt. Das Guanaco hat einen gebognen Rücken, die Hinterfüße sind viel kürzer als die vordern, und der Auswuchs fehlt gänzlich. An Größe übertrifft es das Glacma, denn man hat schon Guanacos von der Größe eines Pferdes gesehen. Die gewöhnliche Länge des Leibes ist 7 Fuß. Der Körper ist mit ziemlich langen Haaren bedeckt, deren Farbe auf dem Rücken und bey einigen am Halse gelbbraun, unter dem Bauche aber weiß ist.

Auf den Andesgebürgen, in Südamerika, sieht man die Guanacos in Schaaren von etlichen hundert. Sie scheuen die kalten Regionen mehr als das Glacma, und halten sich lieber in den mildern Gegenden auf, wo sie weiden. Die Amerikaner fangen sie, ob sie gleich sehr scheu sind, dennoch mit guten Pferden lebendig. Sie werfen ihnen um die Hinterbeine eine Schlinge, die von Leder verfertigt ist, und woran zu beiden Enden etwa 3 Pfund schwere Steine gebunden sind. Einen von diesen Steinen schwingen sie wie eine

Schleuder um dem Kopf, und werfen ihn, wenn er Kraft genug hat, dem Thiere nach. Sie sind darin so geübt, daß sie das Thier fast immer in ihre Gewalt bekommen. Wollen sie es lebendig fangen, so werfen sie die Schlingen nach den Füßen, welche sich darin verwickeln und das Thier im Laufe aufhalten.

Diese Guanacos werden leicht zahm; sie sind gelehrig und gewinnen ihren Herrn lieb. Sie vermehren sich als Hausthiere, gehen auf die Weide und kommen von selbst wieder. Das Haar könnte auch gebraucht werden. Das Fleisch der alten ist zwar hart, wird aber, eingesalzen, eine recht gute Kost. Von den jungen Thieren schmeckt es wie Kalbfleisch.

